Für unsere weiblichen Mitglieder.

Zur Geschichte der Frauenarbeit.

(Schluß.)

Bei der Zulassung der Frauen zum Gewerbebetrieb handelte es sich zunächst um Gebiete, in denen die Frauen von alters her tätig gewesen waren, so namentlich um Spinnerei, Weberei usw. und zwar als Gehilfinnen bei männlichen Meistern wie als Meisterinnen. In Frankfurt a. M. standen die Weberinnen unter der Aufsicht zweier Mitglieder des Rates. Ihre Tätigkeit war an sehr eingehende Vorschriften gebunden und wir haben in der Frankfurter Weberordnung von 1377 wohl das älteste Beispiel einer Regulierung der Frauenarbeit durch die öffentliche Gewalt. Auch als Weberinnen finden wir die Frauen nicht selten tätig und hier nicht bloß als Lohnarbeiterin, sondern auch als selbständige Mitglieder der Zunft. So in Bremen, Köln, Dortmund, Danzig, in den schlesischen Städten, in Speier, Straßburg, Ulm, München. „Wer Webmeister oder Meisterin ist, heißt es in einer Münchener Ratsverordnung aus dem 14. Jahrhundert, der soll haben, ob er will, einen Lernknecht und eine Lerndirne und nicht mehr." In Köln bestand eine eigene Zunft von Garnmacherinnen; sie mußten 6 Jahre lernen und keine Meisterin durfte mehr als 3 Mägde oder „Lohnwerkerinnen" haben.

An vielen Orten konnten Frauen als selbständige Schneidermeisterinnen in die Zunft eintreten und sie durften auch Arbeiterinnen und Lehrmädchen annehmen. In Frankfurt a. M., wiewohl in allen mittelrheinischen Städten, suchte man die Aufnahme der Frauen in die Zunft durch Festsetzung geringerer Aufnahmegebühren für die Meisterinnen zu erleichtern. Erst im 15. Jahrhundert entstanden in den rheinischen Städten sehr langwierige Streitigkeiten zwischen den Schneidern und den Näherinnen, die schließlich damit endeten, daß das Gebiet der letztern auf diejenigen Arten des Nadelwerkes beschränkt wurde, die heute noch der Frau eigen sind.

Noch eine Reihe von andern Handwerken läßt sich nachweisen, die im Mittelalter Frauen im Amte hatten, so die Kürschner (in Frankfurt und den schlesischen Städten), die Bäcker (in den mittelrheinischen Städten), die Wappensticker, Gürtler (Köln, Straßburg), die Riemenschneider (Bremen), die Paternostermacher (Lübeck), die Tuchscherer (Frankfurt), Lohgerber (Nürnberg), Goldspinner und Goldschläger (in Köln). In den Statuten der letztern hieß es: „Kein Goldschläger, dessen Frau Goldspinnerin ist, darf mehr als 3 Töchter (Arbeiterinnen) zum Goldspinnen haben; die Goldspinnerin dagegen, deren Mann nicht Goldschläger ist, darf 4 Töchter haben und nicht mehr, daß sie ihr Gold spinnen." An der Spitze beider Gewerbe stand je ein Meister und eine Meisterin, die das Werk des Amtes zu besehen und zu prüfen hatten. Natürlich konnte es sich hier nur um Gewerbe handeln, welche der Natur ihres Betriebes nach für Frauen geeignet waren; denn es war fester Grundsatz des alten Handwerksrechtes, daß niemand in der Zunft sein sollte, der das Gewerbe nicht mit eigener Hand betreiben könne.

Im ganzen kann demnach behauptet werden, daß im Mittelalter die Frauen von keinem Gewerbe ausgeschlossen waren, für das ihre Kräfte ausreichten. Sie waren berechtigt, Handwerke ordnungsmäßig zu erlernen, sie als Gehilfinnen, ja selbst als Meisterinnen zu treiben. Es machte sich aber auch bald die Tendenz bemerkbar, die Frauenarbeit mehr und mehr zurückzudrängen. Sie wandte sich zunächst gegen die Meisterwitwen, deren Recht auf eine gewisse Zeit (Jahr und Tag) beschränkt oder an bestimmte Bedingungen geknüpft wird; sodann gegen das Mitarbeiten der Mägde und der weiblichen Familienglieder, endlich auch gegen die selbständige Tätigkeit der Frauen in den Zünften. Die Gesellenverbände fangen an, sich zu weigern, neben den Arbeitern zu arbeiten; die Meister klagen über die Beeinträchtigung ihres Nahrungsstandes. Im 16. Jahrhundert leistet noch die öffentliche Gewalt diesen waghalsigen Bestrebungen Widerstand, im 17. Jahrhundert erlahmte sie darin völlig und so kommt es, daß nur in vereinzelten Fällen bis ins 18. Jahrhundert die Frauenarbeit sich erhalten hat.

Was die nichtzünftigen Gewerbe betrifft, so unterlag in diesen die Frauenarbeit wohl nie irgendwelchen Beschränkungen. Nur beim stehenden Kleinhandel, der jetzt so vielen Frauen Selbständigkeit und Unterhalt gewährt, scheint die Marktpolizei vielfach zu ungunsten der Frauen eingegriffen zu haben, während sie beim Hausierhandel anscheinend stärker vertreten waren. So wird bei den Gewandschneidern und Fischhokken in Frankfurt der Verkauf durch die Frauen verboten, mit Ausnahme des Falles, wo der Mann abwesend ist; in München sollte keines Fleischhackers oder Metzgers Weib in der Bank stehen und Fleisch verkaufen; in Passau durfte die Frau eines Salzhändlers das Geschäft ihres Mannes nur dann versehen, wenn dieser krank war. Die Höken und Viktualienhändler sind fast allerwärts Männer; nur in Ulm bilden die „Käuflerinnen" ein eigenes weibliches Gewerbe.

Nach Frankfurter Urkunden aus der Zeit zwischen 1320 und 1500 waren Frauen in zahlreichen Berufen beschäftigt. Bucher scheidet die Gewerbe in vier Gruppen, von denen die erste mit 65 Beschäftigungsarten nur Berufe umfaßt, für die bloß weibliche Namen vorkommen. Die zweite Gruppe umfaßt 17 Berufe, in denen die Frauen überwiegen. In der dritten Gruppe mit 38 Berufen stehen sich Männer und Frauen etwa gleich stark gegenüber und in der vierten Gruppe mit 81 Berufen bilden die Männer die überwiegende Mehrheit. Das ergibt rund 200 Berufsarten mit Frauenarbeit. Unter ihnen sind allerdings die Hilfsgewerbe der Textilindustrie am stärksten vertreten. Wie an der Schneiderei beteiligen sie sich auch an der Kürschnerei, Handschuh- und Hutmacherei, verfertigen Beutel und Taschen, lederne Brustflecke und Sparleder. Selbst bis in die kleine Holz- und Metallindustrie reicht ihre Tätigkeit. Nadeln und Schnallen, Ringe und Goldbraht, Besen und Bürsten, Matten und Körbe, Rosenkränze und Holzschüsseln gehen aus ihren Händen hervor. Die Feinbäckerei scheint vorzugsweise ihnen obzuliegen; fast ausschließlich beherrschen sie die Bierbrauerei und die Herstellung von Kerzen und Seife. Im Kleinhandel überwiegen sie. In den Frankfurter Badstuben bedienten 30 bis 40 Bademägde und auch rasieren konnte man sich von weiblicher Hand lassen. In den Weinkneipen sangen und musizierten sie. Vereinzelt kamen Abschreiberinnen und Briefdruckerinnen vor, 1346 wird eine Malerin und von 1484 ab häufig die Puppenmalerin genannt. Ja selbst im städtischen Dienst werden Frauen verwendet, nicht bloß als Hebammen und Krankenpflegerinnen, sondern selbst als Schlaghüterinnen, Pförtnerinnen, Turmwächterinnen, Zöllnerinnen und beim Hüten des Viehs, das allerdings eine landwirtschaftliche Arbeit war und ist. Es gab Geldrechtlerinnen, Pächterinnen, Aufseherinnen, Einnehmerinnen an der Stadtwage, Lehrerinnen oder Kindergärtnerinnen, Aerztinnen. So konnten zwischen 1389 und 1479 in Frankfurt nicht weniger als 15 Aerztinnen mit Namen nachgewiesen werden, unter denen vier Jüdinnen waren; 3 werden als Augenärztinnen angeführt. Verschiedenen von ihnen wurden sogar wegen Heilung städtischer Bediensteter Ehrungen und Steuererleichterungen vom Rate bewilligt.

Demnach hatten die Frauen auch in frühern Jahrhunderten schon außer der Haus- und Familienwirtschaft auf vielen Gebieten reiche Gelegenheit, sich zu betätigen.

Sehr eingehend schildert Bücher die Frauenklöster der damaligen Zeit, in denen viele Mädchen Unterkommen fanden, die nicht mit gewerblicher Tätigkeit sich den Lebensunterhalt erwerben konnten, die übrigens auch damals schon unter den niedrigen Frauenlöhnen zu leiden hatte. Auf die Sittenschilderungen, die Bücher vom Mittelalter gibt und die viel Lebens- und Liebeslust erkennen lassen, treten wir hier nicht näher ein.

Zum Schlusse bespricht Bücher noch die ausgedehnte industrielle Frauenarbeit mit ihrer Auflösung der Familie, die ihm keine Freude macht. Er fürchtet den Kampf der Geschlechter und den schließlichen Sieg der billigen Frauenarbeit, der eine völlige Umkehrung des seitherigen Verhältnisses der Geschlechter in der Wirtschaft zur Folge haben wird: erwerbende Frauen — haushaltende Männer, wenn man sich nicht lieber vorstellen will, daß auch der Haushalt in seinen wichtigsten Bestandteilen zum Gegenstande kapitalistischer Unternehmung geworden sein wird.

„Sollte das wirklich das Endziel der Entwicklung unserer Kulturvölker sein, daß der Frau die Last der Produktion wieder aufgeladen würde, die ihr eine Entwicklung von zwei Jahrtausenden Stück für Stück abgenommen hat" frägt besorgt Professor Bücher und er fährt dann fort mit den Schlußworten: „Rückkehr zur Barbarei, Auflösung der Familienordnung, wie sie seit der Reformation sich gestaltet hat, Zersetzung des Haushalts, in welchem die Frau herrscht und Eingliederung derselben in eine Erwerbsordnung, in der sie nun als dienendes Glied Raum finden kann: es wird schwer, an die Möglichkeit solchen Widersinns zu glauben, schwer, eine Kultur als solche zu verstehen, die eines ihrer kostbarsten Kleinode der Vernichtung preisgibt."

Ein trostloses Zukunftsbild, das nur der Sozialismus durch Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, durch Gemeineigentum, Glück und Liebe für alle Menschen durch ein anderes und schöneres Zukunftsbild ersetzen kann.

Neue Fabrikinspektorinnen in Preußen.

Von verschiedenen Seiten war an die preußische Regierung das Ersuchen gestellt worden, es möchten angesichts der enorm gestiegenen Zahl der in der Industrie beschäftigten Arbeiterinnen (Großeisenindustrie, Munitions- und Drahtverhaufabrikation usw.) die weiblichen Beamten der Gewerbeinspektion vermehrt werden. Dieser Forderung hat der preußische Minister für Handel und Gewerbe jetzt insoweit entsprochen, als zwölf Damen neu eingestellt wurden. Die vorhandenen Bewerbungen, heißt es, waren so zahlreich, daß nur ein kleiner Teil der Vormerkungen Berücksichtigung finden konnte. Diese vorgenommene Vermehrung entspricht bei weitem nicht der eingetretenen Vermehrung der Arbeiterinnen. Im Jahre 1913 — für die folgenden Jahre sind die Berichte der Gewerbeinspektionen noch nicht erschienen — waren in Preußen erst 18 Beamtinnen in der Gewerbeaufsicht tätig. Im Jahre 1915 wurde ihre Zahl auf 32 erhöht. Den jetzt vorhandenen 34 weiblichen Aufsichtspersonen stehen rund 340 männliche gegenüber. Im ganzen Deutschen Reich sind gegenwärtig etwa 75 Beamtinnen in der Gewerbeaufsicht tätig, das sind etwa 10 Prozent aller Gewerbeaufsichtsbeamtinnen.

Im Jahre 1913 waren in den revisionspflichtigen Betrieben (das sind solche mit mindestens 10 beschäftigten Personen) und diesen ausdrücklich gleichgestellten Anlagen (mit Ausnahme des Handelsgewerbes) in Preußen 778 262 Arbeiterinnen beschäftigt, wozu noch etwa 10 000 in den Bergwerken tätige Frauen kamen. Inzwischen hat sich die Zahl wohl annähernd verdoppelt. Dazu kommt, daß zahlreiche Aufgaben aus dem Hausarbeitsgesetz den Gewerbeinspektionen erwachsen sind, zu deren Besorgung weibliche Aufsichtspersonen sich ganz besonders eignen. Schließlich brachte der Krieg auch die Beschäftigung zahlreicher Frauen an gefährlichen Maschinen in gesundheitsschädlicher Nachtarbeit. Für eine noch größere Zahl von Beamtinnen ist also noch ein hinreichendes Arbeitsfeld vorhanden. Wurden doch im Jahre 1913 nur etwa die reichliche Hälfte aller revisionspflichtigen Betriebe einer Besichtigung unterzogen. Durch die zahlreiche Einziehung männlicher Beamter zum Heeresdienst ist das Verhältnis inzwischen noch ungünstiger geworden. Stelle man also noch mehr energische Frauen an!

Mehr Fabrikinspektorinnen und aber auch Weiterführung des gesetzlichen Arbeiter- und Arbeiterinnenschutzes sobald als möglich.

Schwangerschaft ist keine Krankheit.

Daß die Schwangerschaft keine „Krankheit" ist, die eine Krankenkasse zur Nichtaufnahme der Schwangeren als selbstzahlendes Mitglied berechtigt, mußte das Oberversicherungsamt Zwickau die Allgemeine Krankenkasse zu Zwickau belehren.

Eine Fabrikarbeiterin ist seit dem Juli 1915 freiwilliges Mitglied der Allgemeinen Ortskrankenkasse. Sie hat am 6. März 1916 geboren und Anspruch auf Wochenpflege erhoben. Die Krankenkasse lehnte den Anspruch ab, weil die Versicherte annehmbar schon zur Zeit der Anmeldung zur Kasse in anderen Umständen gewesen sei, was sie dem Arzte und der Kasse verschwiegen habe. Wäre dies der Kasse bekannt gewesen, würde sie die Arbeiterin nicht als freiwilliges Mitglied aufgenommen haben. Das Zwickauer Versicherungsamt hat die Krankenkasse zur Gewährung von Wochenhilfe verurteilt und das Oberversicherungsamt hat die dagegen erhobene Berufung der Krankenkasse jetzt verworfen. Schwangerschaft sei, so wird in der Entscheidung ausgeführt, als Folge einer normalen körperlichen Entwicklung, nicht als Erkrankung im Sinne von § 310 Abs. 2 der Reichsversicherungsordnung anzusehen. Die Kasse sei daher nicht berechtigt, den Anspruch der Versicherten abzuweisen. Diese habe von ihrem Recht, der Kasse freiwillig beizutreten, Gebrauch gemacht. Die Voraussetzungen hierzu haben vorgelegen. Ob sie dem Arzte, der sie vor der Aufnahme untersuchte, und der Kasse ihre Schwangerschaft verheimlicht habe oder nicht, braucht nicht ermittelt zu werden. Dies sei unerheblich, da hierdurch das Beitrittsrecht nicht beeinträchtigt worden wäre.

Die Entscheidung entspricht durchaus dem Wortlaut, Zweck und Willen des Gesetzes.

Das häßliche Mädchen.

Novellette von Fritz Hörold.

(Nachdruck verboten.)

Marie Flemming war häßlich. Nicht nur ihr Spiegel sagte es ihr, ihre eigene Aufrichtigkeit gegen sich selbst gestand es ihr. Und hätte beides nicht genügt, so hätte es ihr kalt und höhnisch die Erfahrung zugerufen, diese Feindin der Menschen seit Anbeginn, seit Adam und Eva vom Baume der Erkenntnis naschten.

Schon als Kind in der Schule hatte man Marie mit jener Grausamkeit, wie sie Kindern zu eigen ist, immer nur „die Häßliche" genannt, so daß sie sich oft nur weinend am Mutterherzen zu trösten vermochte. Und die Mutter hatte ihr über ihr Haar gestrichen, über das einzig Schöne, das an ihr war, und hatte gesagt:

„Ja, Kind, wer dein Aeußeres nur sieht, der mag dich für häßlich halten. Dafür aber gab dir Gott einen inneren Reichtum, der alle äußere Häßlichkeit überstrahlt. Darum wird es sicher auch viele Menschen, wie ich es bin, geben, die dich als schönes Kind sehen. Und diese Schönheit erhalte dir für dein Leben."

Es waren unverständliche Worte, deren Sinn sie erst verstand, als Marie Flemming sich ohne tröstendes Mutterwort behelfen mußte. So kam es, daß sich ihr inneres Wesen vertiefte und sie über ihresgleichen erhob.

Trotzdem blieb sie die Häßliche. Die Welt ist zu lockend und zu warm, als daß man sich gegen ihre Lockungen immer verschließen könnte. Wenn ihre Freundinnen von ihren Eroberungen sprachen, von Liebe und von Anträgen, die sie erhielten, wenn sie mit glühenden Augen und fast fiebernden Wangen ihre Mädchenträume erzählten, da blieb sie stumm. Niemand nahte einem häßlichen Mädchen.

Ihre Vorgesetzten hatten das stille, pflichteifrige Mädchen gern. Aber manche der hübschen Kolleginnen neideten sie um diesen Vorzug, der gerade einer Häßlichen zuteil wurde. Sie zischelten untereinander; wandte sie ihnen einmal den Rücken, so lachten sie wohl gar über sie. Eine wußte sogar einen ganz tollen Plan auszuhecken und überraschte die Freundinnen damit, als sie früh ins Bankbureau eintrat. Man wollte es der stolzen, abweisenden Marie schon geben, wollte sehen, ob sie so gefeit sei gegen menschliche Schwächen, wie sie sich den Anschein gab, es zu sein. Sie prusteten vor Lachen in der Aussicht auf das Gelingen ihres Planes und konnten doch die Scham in den roten Gesichtern nicht verbergen, als Marie gleich darauf still und freundlich in das Zimmer trat.

Mit der nächsten Post brachte der Bote einen Brief an Marie Flemming. Alle Kolleginnen sahen auf sie, als sie die fremden Schriftzüge in der Hand hielt und dann ratlos und sinnend dastand, förmlich aus dem Konzept ihrer Gewohnheiten geworfen. Natürlich umstürmten sie die Arme nun, sie, die den fingierten Inhalt des Briefes ja kannten; einen flammenden Liebesbrief, in banalem Stil geschrieben. Aber das häßliche Mädchen schüttelte den Kopf, dann zerknüllte sie den Brief und warf ihn in den Papierkorb. Die Freundinnen bemächtigten sich des Papiers. Nun regnete es gute Ratschläge, wie sie sich zu dem Bittsteller zu verhalten hätte, kurzum, es war ein großer Spaß.

Aber so richtig hatte der Streich doch nicht geklappt, sie hatten sich den Scherz anders gedacht, ihr Lachen war übertrieben. Und sie sagten sich: „Gut, ein Baum fällt eben nicht auf den ersten Hieb."

So kam der zweite Brief.

Er war noch stürmischer gehalten. Außer sich. Warum sie ihn habe warten lassen. Warum sie nicht gekommen sei. Der junge Mann machte ihr den Vorwurf, daß sie eben nicht anders sei als andere junge Mädchen und nur ein grausames Spiel mit ihm treibe. Noch einmal flehe er sie an um ein Stelldichein da und da hin.

Diesmal schien die Sache nach Wunsch zu gehen. Der Brief wurde nicht zerrissen, sondern Marie las ihn einmal und noch einmal und steckte ihn ein.

Und daheim schrieb sie an den Absender. Den Brief empfing ein Vetter der jungen Mädchen, ein junger Mann, der sich törichterweise, ohne die näheren Gründe zu dem Vorhaben zu kennen, zu dem dummen Scherz hatte überreden lassen. Sie schrieb:

„Sehr geehrter Herr! Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, von denen keiner an mich gerichtet zu sein scheint. Es dürfte eine Verwechselung der Namen oder der Personen vor sich gegangen sein, denn ich bin alles eher als schön. Ich bin die Häßlichkeit selbst. Aber selbst wenn ich schön wäre, wo ich doch das Gegenteil davon bin, so hätte Ihr Brief genau das Gegenteil dessen erreicht, was er bezweckt hat, denn ich, die die Liebe nie kennen wird, halte die Liebe zu hoch, als daß ich sie in so banale Worte kleiden ließe, wie ich sie in Ihren Briefen gefunden habe.

Marie Flemming."

Die Freundinnen aus der Bank wunderten sich sehr, daß Fräulein Flemming nicht zu dem Orte des Stelldicheins gekommen war, wie sie stark gehofft hatten, und wunderten sich mehr noch, daß sich plötzlich auch der Vetter nicht mehr für den köstlichen Spaß hergeben wollte. So schlief die Sache bald im Bureau ein.

Drei Monate später aber brachte die Post einen Feldpostbrief. Er kam aus Frankreich aus einem Ort bei Verdun. Die Empfängerin sah erstaunt nach der Unterschrift; es waren die Schriftzüge des jungen Mannes, der ihr die „Liebesbriefe" geschrieben hatte. Diesmal mit dem vollen Namen gezeichnet und ein anderer Stil, der eines Mannes, der Charakter und Geist verriet.

In bitteren Worten klagte er sich der Leichtfertigkeit seines Tuns an. „Man lernt hier draußen, die Torheiten des Lebens zu unterscheiden und zu bereuen." Er bat um Verzeihung, er bat um Fortsetzung der Korrespondenz, die so sonderbar begonnen hatte. Es sei ihm ein Bedürfnis, von hier draußen, wo ihn der Tod stündlich umlauere, eine Verbindung mit der Heimat zu haben, die in ihrer Aufrichtigkeit und Liebe ihm nicht am Leben verzweifeln lasse.

Der Brief war voll Wärme, der kraftvolle Duft einer Seele strömte aus ihm aus. Und so antwortete sie. Es entwickelte sich ein Briefwechsel, aus dem zwei Menschen sich in wundervollem Verstehen kennen lernten.

Einmal schrieb er ihr: „Sie können gar nicht so häßlich sein, wie Sie sagen. Sie treiben eine Koketterie mit der Häßlichkeit." Daraufhin schrieb sie kein Wort. Aber sie trieb die Selbstverleugnung so weit, daß sie ein Bild von sich machen ließ und es ihm schickte.

Acht Tage kam keine Antwort. Sie ging mit ihrem Schmerze darüber herum. Dann kam eine Zeile: „Ich liebe Dich doch!" Und da . . da sang das Glück in ihrer Seele, und sie schrieb: „Ich danke Dir. Von heute ab bin ich Dein. Seelisch und himmlisch Dein! Aber unter der Bedingung, daß wir uns nie, nie sehen, nie begegnen dürfen. Daß wir uns nur in der Ferne, nur im All unserer Gedanken begegnen dürfen."

Darauf er: „Wenn das Schicksal es will, wird es kommen, so wie Du sagst. Wenn es anders will, wird es kommen, wie ich es wünsche."

Und es kam anders.

Sie erhielt vom Lazarettarzt die Nachricht, daß Hermann Behrens verwundet sei. Schwer. Die Sehkraft beider Augen gefährdet. Das gab ihr einen Stich ins Herz, und sie wurde bleich und blieb es die ganze Zeit über, die er krank lag. Und jeden Tag schrieb sie ihm einen ihrer köstlichen, tröstenden, alles begreifenden Briefe.

Auch er schrieb ihr, freilich durch fremde Hand. Durch die Hand einer Schwester. Aus keinem seiner Briefe aber sprachen das Leid und die Verzweiflung, sondern das Glück. „Jetzt ist der letzte Grund fort, der uns scheidet. Jetzt kann Dein Stolz sich nicht mehr hinter Deiner Häßlichkeit verstecken. Jetzt kann ich, der Blinde, Dich ja nicht mehr sehen, jetzt kann ich nur Deine Schönheit, Deine innere Schönheit empfinden. Jetzt mußt Du nachgeben, denn jetzt brauche ich Dich." Und dann kam der Tag, wo sie ihn sah. Bleich war er, eine schwarze Binde verhüllte seine Augen.

Mit einem Schmerzensschrei wehesten Glücks warf sie sich ihm an die Brust.

„So willst du mir das Opfer bringen?" fragte er.

Sie saßen Hand in Hand und sprachen leise miteinander. Sie fanden sich, wie sie sich brieflich schon lange gefunden hatten. — —

Sie wurden ein Paar.

Behutsam führte sie ihn in das neue Heim, das sie sich errichtet hatten. Und da . . . faßte er ihre Hand.

„Ehe du mein bist," sagte er, „muß ich dir ein Geständnis machen. Ich . . . habe dich gesehen. In all deiner stolzen Häßlichkeit, in all deiner wundervollen Schönheit. Denn nicht, wie man ist, macht Schönheit und Häßlichkeit aus, sondern wie man gesehen wird. Ich aber sah dich nur schön. Nicht mit meinen blinden, sondern meinen wirklichen Augen! Dem einen wenigstens. Denn auf dem hat die Kunst des Arztes mir das Augenlicht noch erhalten."

Atemlos hörte sie ihn an. Unglaubbar schien das ihr, was sie hörte: „Gesehen! Gesehen!" jubelte es in ihr.

„Und dennoch?" flüsterte sie.

„Nur deshalb", sagte er und hob seine Binde. Sie sah in das eine klare Auge, das ihm geblieben war. Eine Seligkeit, ein Glück zog ihr durch das Herz, ein Mitleid mit dem Manne, der so Großes gewagt, um das Wunder der Liebe zu wirken.

Ihre Kolleginnen von einst aber konnten sich vor Verwunderung gar nicht fassen, daß die Häßliche geheiratet hatte — und ausgesucht den, dessen Namen sie zu ihren plumpen, grausamen Scherzen so mißbraucht hatten.

Literarisches.

Jahrbuch 1915 des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes. Herausgegeben vom Verbandsvorstand. Berlin 1916. Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes G. m. b. H. Aus dem Inhaltsverzeichnis seien angeführt: Kriegswirkungen in der Holzindustrie. Die weiteren Kriegsmaßnahmen des Vorstandes. Die Arbeits- und Tarifgemeinschaft im Holzgewerbe. Lohnbewegung. Tarifverträge. Arbeitsvermittlung. Fürsorge für die Kriegsinvaliden. Arbeitslosenstatist. Unfallstatistik usw. 352 Seiten Großoktav. Preis: Broschiert 2 Mk.; gebunden 2,50 Mk.

Die Mutter.

Novelle von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Jetzt beugte er sich vornüber, als wollte er ihr prüfend in die Augen sehn:

„Auf der Sparkasse hast Du nichts?"

„Nein!"

„Ja, wo ist denn das Geld alles hin?"

Sie sah ihn groß an:

„Du hast es bekommen, für Dich ist's ausgegeben!"

„Ich?"

„Ja, Du."

„Das war alles Geld, was ich bekommen habe?"

Sie richtete sich gerade auf:

„Alles Geld, was Deine alte Mutter hatte."

Da warf er etwas hin wie:

„Nun möchte ich doch bloß wissen, was Du mit dem übrigen Geld angefangen hast!"

Er wollte gleichgültig seinen Spaziergang fortsetzen, als ihn plötzlich die Mutter bei den Armen packte und rief, indem sie ihn durchbohrend in die Augen schaute, so daß er doch scheu ihrem Blick auswich:

„Weißt Du, wo das Geld alles hin ist? Für Dich ist's ausgegeben, für Dich! Ich habe gelebt wie ein Hund, ich habe mir alles versagt! Und nun sagst Du das Deiner Mutter? Hans, pfui, schäme Dich!"

Er versuchte sich loszumachen, doch ihre Willenskraft war mit einem Mal erwacht. Sie krallte sich an ihm fest und rief:

„Du bist undankbar, Hans! Das lasse ich mir nicht sagen. Ich habe mir den Bissen am Munde abgespart, um Dir alles zu schicken. Und nun antwortest Du mir das?"

Er machte ein wutverzerrtes Gesicht, und die alte Frau bekam bei diesem fast tierischen Ausdruck Reue, daß sie zu viel gesagt hätte und flehte:

„Ich habe es ja gern getan, ich wollte ja nichts für mich haben, es sollte ja alles für Dich sein, für Dich, mein lieber, lieber Hans."

Er aber nahm die dünnen, alten Arme seiner Mutter' drückte sie, daß sie im Schmerz das Gesicht verzog, und brüllte:

„Willst Du ruhig sein!"

Sie war ganz starr geworden:

„Hans, um Gottes willen!"

In ihm aber tobte der Zorn:

„Ich verbitte mir so was, ich will das nicht hören."

Sie barmte:

„Ich habe doch gar nichts gesagt, ich habe Dir doch nichts getan, Hans, mein lieber Hans!"

Da packte er wieder ihre Arme und schrie sie an:

„Ich muß Geld haben! Hörst Du! Die Redensarten nützen mir gar nichts. Und wenn Du nichts hast, wirst Du doch Kredit bekommen. Aber Du wirst schon was haben. Dort drüben in der Kommode habe ich's ja gesehn. Jetzt gib mir was. Ich bin nicht daran schuld, ich hätte mich nicht in dieses ekelhafte Dasein gesetzt. Ich habe mich nicht gemacht, hörst Du!"

Dabei gab er ihr einen Stoß, den er nur beabsichtigte, um die Bahn frei zu machen für seinen Marsch durch das Zimmer, der aber die alte, schwache Frau so hart zur Seite warf, daß sie das Gleichgewicht verlor und über die ärmliche, abgetretene Bettvorlage stolpernd hinschlug.

Mit schreckerfüllten Augen starrte sie ihren Sohn an und fand nur die Worte des Entsetzens:

„Hans, was tust Du! Ich bin Deine Mutter."

Er aber blieb ruhig stehn, ohne der alten Frau aufzuhelfen. Und die beiden sahen sich ein paar Augenblicke an, die Mutter in starrer Verzweiflung, als könne sie nicht fassen, was eben geschehen war, er in verächtlicher Wut, in die sich nur ganz langsam die Scham mischte. Aber nur soviel, daß ihm der Blick der Mutter peinlich ward; er nahm seinen Hut vom Nagel und ging zur Tür.

Dort wendete er sich zur Seite, ohne die Mutter anzublicken und sagte in befehlendem Ton:

„Ich muß ausgehn, ich habe keinen Pfennig, gib mir wenigstens ein paar Groschen. Das wirst Du doch für Deinen Sohn noch tun können."

Die alte Frau erhob sich mühselig, ging zur Kommode, klapperte zitternd eine Weile am Schlüsselloch, bis es ihr gelang, zu öffnen, fuhr unter die Wäsche, riß den Faden um das kleine Paket ab und nahm alles heraus, was sie besaß: sechzehn Mark.

Dann schob sie das Fach zu. Und gewöhnt, über ihr bißchen Hab und Gut ängstlich zu wachen, schloß sie mit zitternden Fingern ab, steckte den Schlüssel ein, schwankte ihrem Sohn entgegen, hielt ihm das Geld hin und sagte:

„Hier! Und nun geh, geh. Möge Dir's nie vergolten werden!"

Er nahm es, betrachtete es wie einer, der zu wenig Trinkgeld empfangen hat, ließ es verächtlich in die Tasche gleiten und schlug die Tür hinter sich zu.

Nachdem der Sohn sie verlassen, riegelte die Mutter hinter ihm ab, dann ging sie bis ans Sofa, hatte gerade noch die Kraft sich zu setzen und verfiel in einen Zustand halber Ohnmacht. Es war die Stunde der bittersten Enttäuschung ihres Lebens. Der Rücken tat ihr weh vom Anschlagen gegen die Bettstelle. Sie fühlte sich, als hätte sie einen Schlag vor den Kopf bekommen, als wäre sie tief herabgestürzt aus dem Glück der Erde in ein Grab, in dem alles, was sie ans Dasein fesselte, begraben lag, und darauf wie der Deckel des Sarges das Bild ihres Sohnes, ihres einzigen Sohnes.

Sie konnte keinen Gedanken fassen. Er stand nur immer noch vor ihr, wie er sie von sich gestoßen, daß sie hinschlug, hilflos von dem mißhandelt, dessen Liebe doch nur ihr ganzes Leben gegolten.

Es war dunkel. Doch sie blieb in der Ecke sitzen, wie ein geschlagnes Tier, das nicht mehr wagt, aus dem Winkel hervorzukommen, weil es fürchtet, wiederum mißhandelt zu werden.

Ab und zu lauschte sie nach der Tür, in der Angst, er käme wieder, und doch auch in der Hoffnung, er kehre zurück als ihr Sohn, ihr lieber Sohn.

Ein einziges Wort der Liebe hätte sie versöhnt. Vielleicht hatte sie etwas gesagt, ihn zu reizen, sie begriff es sonst nicht. Aber er würde wiederkehren, sie um Verzeihung zu bitten. Und nun freute sie sich auf den Augenblick, daß sich die Tür öffnete und sie wieder in seine blauen Augen sähe. Ihr Herz schlug bei dem Gedanken. Er krampfte sich nur zusammen, wenn sie daran dachte, wie sie Geld beschaffen sollte.

Sie horchte wieder hinaus, nun, wo es völlig finster geworden war. Warum kam er nicht? Plötzlich packte sie eine entsetzliche Angst: wenn er nur nicht wiederkam! Nein, nein, er mußte kommen, sie konnte doch nicht leben ohne ihren Sohn.

War sie zu hart gegen ihn gewesen? Hatte sie ihn vertrieben?

Und wieder horchte sie zur Treppe hinaus. Aber alles schwieg. Und ein andrer Gedanke stieg in ihr auf. Wenn er nun wiederkehrte, trunken wie gestern? Vielleicht hatte er seinen Zorn und auch seine Scham ersäufen wollen im Wein, gleich dem ersten Abend, als er nach zwanzig Jahren vor seine Mutter trat.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Bock. Druck und Verlag von W. Bock & Ko. in Gotha.

mit 100 bis 150 Gramm für Sohlen und Flecke und mit 2 Mk. im Preise, so daß bei 12 bis 18 Mk. ein Verdienst von 10 bis 16 Mk. verbleiben würde. Das ist Wucher, der nicht scharf genug verurteilt werden kann.

Abgabe von billigem Sohlleder an die Unbemittelten. In Frankenhausen i. Th. wird an die minderbemittelte Bevölkerung Sohlleder gegen Barzahlung verkauft, um ihr eine billigere Besohlung ihres Schuhwerks zu ermöglichen. In diesem Vorgehen bekundet sich ein starkes Mißtrauen gegen die Preispolitik der selbständigen Schuhmacher.

Verurteilte Lederfabrikanten. Die Lederfabrikanten in Pößneck waren vom Landgericht Rudolstadt wegen Vergehen gegen die Verordnung über die Beschlagnahme von Viehhäuten verurteilt worden, der eine zu 1500 Mk. Geldstrafe, die andern beiden zu je 6 Wochen Haft. Bei nochmaliger Verhandlung erhielten sie unter Aufhebung der Gefängnisstrafe Geldstrafen von zusammen 10 440 Mk.

10 Prozent Dividende erhalten die Aktionäre der Höfer u. Hockemeyer A.-G. Schuhfabrik in Siebenlehn i. S. im Betrage von 57 500 Mk. aus einem Reingewinn von 79 029 Mk., der nach Abschreibungen und Rückstellungen von 68 081 Mk. verblieben war. Auch der Geschäftsbericht selbst bezeichnet das Ergebnis als zufriedenstellend. Der Jahresumsatz konnte gegen das Vorjahr erhöht werden, obschon es an gelernten Arbeitern mangelte. Die Zahlungen seitens der Kundschaft gehen gut ein. Verluste hat die Gesellschaft nicht gehabt. Der Auftragsbestand ist ein guter und das Unternehmen ist für die nächste Zeit gut beschäftigt, wenngleich die Erzeugungsmöglichkeit infolge der durch Bundesratsbeschluß auf 40 Stunden herabgesetzten wöchentlichen Arbeitszeit beschränkt wird.

Eine neue kapitalistische Genossenschafts-Schuhfabrik. Die Schuhfabrikfirma O. u. E. Kalischer in Groitzsch ist mit einem Stammkapital von 500 000 Mk. in eine G. m. b. H. umgewandelt worden. Das Fabrikgeschäft der Firma Kalischer wurde von der neuen Genossenschaft mit 295 772,18 Mk. übernommen.

Eine kapitalistisch-genossenschaftliche Holzschuhfabrik ist in Rheda i. Westf. mit 30 000 Mk. Stammkapital gegründet worden. Der Betrieb wird in einer leerstehenden mechanischen Tischlerei eingerichtet.

Die österreichischen Sohllederpreise betrugen in den verflossenen Monaten 1200 bis 1801 Kr. im Minimum bis 1214 und 1323 Kr. im Maximum per Doppelzentner je nach Qualität, Oberleder 1222 bis 1801 Kr. und 1277 bis 1827 Kr.

Mitteilungen.

Zu dem Artikel in Nr. 35 des „Schuhmacher-Fachblatt" „Tarifverträge im ostpreußischen Schuhmachergewerbe", möchte ich mir gestatten, mitzuteilen, daß in Tilsit ein Tarif besteht, dessen Löhne höher sind als die in Königsberg. Königsberg war immer nach dieser Richtung ein Schmerzenskind. In Tilsit schloß Hammacher im Jahre 1912 einen Tarif ab. 1914 wurde durch mich ein Tarif für die Dauer von 3 Jahren abgeschlossen. Dieser Tarif konnte vor dem Kriege in Ostpreußen — die erstklassige Arbeit (Königsberg ausgeschlossen) — als Muster dienen. Im übrigen Ostpreußen, besonders in Insterburg, Gumbinnen, Memel usw., wo die Organisation versuchte einzudringen, war leider bei den Kollegen keine Neigung dafür. Da die Lehrlingszüchterei dort vor dem Kriege nicht so bedeutend war, wäre es auch gelungen, an den anderen Orten Besserungen zu schaffen, wenn die Kollegen nur gewollt hätten.

Zu der Bemerkung im Artikel, ob die Königsberger das ohne unsere Organisation aufführen wollen, sei mitgeteilt, das der Altgeselle Forunski unser langjähriger Kassierer ist und somit die Organisation dabei ist.

Zur Zeit haben wir in Tilsit keine Verbindungen, da alles Soldat ist. Der Tarif besteht aber noch zu Recht.

W. Grunow.

Bekanntmachungen des Zentralvorstandes

Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß für diese Woche vom 28. Aug. bis 3. Sept. der 36. Wochenbeitrag fällig ist.

Nachfolgend verzeichnete Mitgliedsbücher wurden als verloren gemeldet und hiermit für ungültig erklärt:

Walter Schulz, B.-Nr. 46 703, eingetreten am 3. Juli 1910 in Dresden.

Martin Eisenbacher, B.-Nr. 11 665, eingetreten am 27. Oktober 1906 in Herzogenaurach.

Max Bender, Karte, eingetreten am 5. November in Stuttgart.

Georg Oertel, Karte, eingetreten am 5. Juli 1916 in Nürnberg.

Hermann Koopmann, B.-Nr. 45 965, eingetreten am 27. März 1916 in Osnabrück.

Nürnberg, den 26. August 1916.

Der Vorstand.

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Schuhmacher u. v. V. Deutschlands

(Kleinerer Verein auf Gegenseitigkeit in Hamburg)

Bekanntmachung des Hauptkassierers.

Gelder gingen ein vom 6. August bis 25. August:

Cannstatt 100.—, Flensburg 100.—, Dortmund 75.—, Gonsenheim 100.—, Hamburg-St. Georg 100.—, Calau 100.—, München 300.—, Darmstadt 100.—, Freiburg 50.—, Reutlingen 100.—, Neumünster 100.—, Magdeburg 200.—.

Summa: 1425.— Mk.

Zuschuß erhielten:

Leonberg 200.—, Leisnig 59.—, Rembrücken 150.—, Pegau 100.—, Nortorf 100.—, Schmalkalden 100.—, Lauterecken 10.—, Hausen 100.—, *Berlin 111.—, Solingen 200.—, Hannover 150.—, Homburg v. d. H. 200.—, Bockenheim 200.—, Kaiserslautern 200.—, Nodalben 100.—, *Burg b. M. 176.—, Elberfeld 200.—, Backnang 300.—, Mannheim 200.—, Stuttgart 200.—, Heidenheim 140.—, Rheydt 50.—, Wilster 150.—, Neustrelitz 75.—.

Summa: 3462.— Mk.

Die mit * versehene ist Rechnung.

Hamburg, den 25. August 1916.

Julius Jaffke.

In der Sitzung des Vorstandes am 15. August 1916 ist folgendes Mitglied, dessen Aufenthalt unbekannt ist, nach § 4 al. a der Satzung aus der Kasse ausgeschlossen worden:

Paul Driesener 8257.

Hamburg, den 25. August 1916.

Julius Jaffke.

Ehrentafel
für unsere im Felde gefallenen Mitglieder

Kornwestheim. Friedrich Geiger, Eugen Lang, Ludwig Soulier, Wilhelm Soulier, Theodor Schmidt, Adolf Beßler, Wilhelm Betzner, Gotthilf Blessing, Ernst Bollinger, Hermann Brodbeck, Karl Breyer, Karl Fürst, Albert Locher, Eugen Seeger, Wilhelm Schäfer, Otto Trefz, Albert Stängle, Johannes Willig, sämtlich gefallen auf den Schlachtfeldern. — Unsere Zahlstelle hat in den zwei Jahren Weltkrieg 56 Mitglieder verloren.

Magdeburg. Max Neubauer, 29 Jahre alt; Rudolf Schmidt, 21 Jahre alt; beide gefallen auf dem Schlachtfelde.

Versammlungs-Kalender.
Mitgliederversammlungen.

Magdeburg am Sonnabend, den 9. September, abends 8½ Uhr, im Lokal „Burghalle", Tischlerkragstr. 28.

Briefkasten.

O. N. in Frickenhausen. Feldpostumschläge für Zeitungssendungen können wir leider nicht abgeben.

Expedition des Schuhmacher-Fachblatt.

Neuer Katalog (ca. 170 Abbildungen) über **Schuhmacher-Werkzeuge** soeben erschienen.
— Versand gratis und franko. —
E. Vögtle, Berlin, Lothringerstraße 83.

Handstanzmesser
für Ledersohlenschoner
Größe I 7,00 Mk. — II 6,50 Mk. — III 6,00 Mk.
Theo Breuer, Merscheid b. Solingen.

Gummiabsätze
gute Ware
für Damen Paar von 50 Pfg. an } mit oder ohne Leder.
„ Herren „ „ 70 „ „ }
— Musterpaar 60 Pfg. gegen Briefmarken. —
Gummiwarenhaus Walter Dornheim, Leipzig, Alexanderstr. 14.

Eine gut eingerichte
Schuhmacherei (Besohlanstalt)
ist krankheitshalber sofort zu verkaufen. Preis mit sämtlichen Maschinen 2000 Mk.
Offerten unter **M. E.** an die Exp. d. Bl.

Einige geübte
Zuschneider
für bessere Leder werden bei hohem Verdienst und regelmäßiger Beschäftigung sofort verlangt.
Schuh-Fabrik MAX TACK Strausberg b. Berlin

Tüchtige Schuhmacher für Militärarbeit
per sofort gesucht.
Rollmann & Maher, Schuhfabrik.
Cöln-Nippes, Nesselrodestr. 26/30.

Wer kann mir die Adresse von dem Kollegen
Christian Winnwa
übermitteln, zwecks Familienverhältnisse.
Adresse erbeten an
Theodor Geiler, Nodalben (Pfalz).

Steifleinen
aus beschlagnahmefreiem Ersatzgewebe bewährte Qualitäten für die Schuhfabrikation, offerieren preiswert.
Mech. Weberei Pausa, Stuttgart.
Vertretungen werden vergeben!

Nachruf.

Als weitere Opfer dieses schrecklichen Krieges verloren wir auf den Schlachtfeldern im Westen und Osten die Mitglieder

Albin Winkler
Richard Hunger

Ihr Andenken werden wir in Ehren halten.

Die Zahlstelle **Groitzsch-Lucka.**

Anzeigen finden im „Schuhmacherfachblatt" **weiteste Verbreitung!**

Verantwortlicher Redakteur: W. Bock. Druck und Verlag von W. Bock & Ko. in Gotha.